

WELTKUNST INSIDER

Das Briefing für die Kunstbranche

23. SEPTEMBER 2025

WIE ICH WURDE, WAS ICH BIN

„Wer junge Künstler fördert, gestaltet die Zukunft der Kunst – und genau das ist es, was mich antreibt.“

STELLA MELBYE-KONAN



Geboren 1988 in Hamburg, studierte Stella Melbye-Konan Kunstgeschichte und Kommunikation an der Universität Hamburg und absolvierte anschließend ein Masterstudium im Fach Museumsmanagement an der renommierten École du Louvre in Paris. Berufliche Stationen führten sie unter anderem ins Centre Pompidou und ins Musée Carnavalet, darüber hinaus hat sie mit dem französischen Architekten Dominique Perrault zusammengearbeitet. 2020 gründete sie ihre Galerie Melbye-Konan in Hamburg, die einen besonderen Fokus auf europäische und afrikanische Perspektiven sowie die Förderung junger Talente setzt. Ab dem 10. Oktober eröffnet sie im Rahmen des Galerienrundgangs „Kunst am Rothenbaum“ eine Einzelausstellung mit Arbeiten der Künstlerin Marie de Villepin.

Frau Melbye-Konan, was war Ihr erster Berufswunsch als Kind?

Unternehmerin – das lag in der Familie. Schon früh wusste ich, dass ich selbstständig arbeiten möchte.

Was würden Sie heute sagen: Haben Ihre Eltern immer an Sie geglaubt?

Ja, das haben sie. Mein Vater riet mir: „Tu, was du liebst – dann gibst du automatisch 120 Prozent und wirst erfolgreich sein.“

Hat Kunst in Ihrer Familie eine Rolle gespielt?

Eine prägende. Mit meiner Großmutter besuchte ich Museen und machte Kunstreisen nach Rom und Florenz, mit meinem Vater ging ich oft ins Bucerius Kunst Forum und in die Hamburger Kunsthalle. Außerdem habe ich einen künstlerischen Vorfahren: Anton Melbye, Schiffsmaler der königlichen dänischen Marine.

Gab es einen Moment, an dem Sie zum ersten Mal gedacht haben:

Ich könnte Galeristin werden?

Ja, schon sehr früh – mit etwa 14. Später habe ich Kunstgeschichte studiert, zunächst in Richtung Museum und Museumsmanagement. Erst nach meiner Rückkehr nach Hamburg habe ich den Wunsch dann tatsächlich umgesetzt.

Wie würden Sie Ihren Beruf jemandem erklären, der von Kunst keine Ahnung hat?

Er besteht nicht nur aus Champagnertrinken (lacht). Das ist ein Vorurteil, das die Leute gerne haben: Man sitzt in der Galerie und trinkt Champagner auf den Vernissagen. In Wirklichkeit ist es ein unternehmerischer und strategischer Beruf – mit Kunst als Herzstück. Man begleitet Künstlerinnen und Künstler auf ihrem Weg, entdeckt Talente, baut Karrieren auf, organisiert Ausstellungen und bringt ihre Werke mit Sammlerinnen, Sammlern und Institutionen zusammen. Dazu kommen Marketing, Presse und Logistik.

Was haben Sie während Ihres Studiums für Ihr späteres Leben gelernt?

Ich habe mein Auge geschult, nicht nur im Studium, sondern schon durch die vielen Museumsbesuche. Das halte ich für entscheidend: Man kann Kunstgeschichte studieren, aber man muss die Werke auch im Original erleben. Im Studium habe ich das Grundwissen und die Theorie erworben. Um daraus jedoch ein Metier zu machen, gerade als Galeristin, muss man die Kunst auch praktisch leben – in Ateliers, Museen, Ausstellungen, auf Messen und im Austausch mit den Kunstschaaffenden.

Hatten Sie Förderer?

Auf jeden Fall – meine Eltern und meine Großmutter, die immer an mich geglaubt und mich unterstützt haben. Später hatte ich in Paris eine wunderbare Professorin als Mentorin: Dominique de Font-Réaulx, Kuratorin im Louvre und Direktorin für Vermittlung und kulturelle Programmgestaltung. Sie hat mich sehr inspiriert, besonders in Bezug auf Museumsarbeit und Fotografie. Eine weitere wichtige Wegbegleiterin war Valérie Guillaume, Direktorin des Musée Carnavalet. Durch sie kam ich zunächst ans Centre Pompidou und später an das Pariser Stadtmuseum. Bei ihr durfte ich meine erste richtige Stelle nach dem Studium antreten und meine erste Ausstellung kuratieren – eine prägende Erfahrung.

Wie lief Ihr erstes Bewerbungsgespräch?

Das war im Centre Pompidou für eine Praktikumsstelle im Design Department. Während meines Studiums in Paris hatte ich mich im Frühjahr initiativ beworben. Im September erhielt ich dann überraschend einen Anruf: Man wolle mich kennenlernen. Dort zu arbeiten, war immer ein großer Wunsch von mir, schien mir aber unerreichbar. Nach dem Gespräch kam gleich die Frage: „Wann können Sie anfangen?“

Haben Sie Tipps für Bewerbungsgespräche?

Ich habe selbst gar nicht so viele geführt, weil ich nach dem Centre Pompidou direkt ins Musée Carnavalet mitgenommen wurde. Heute sitze ich auf der anderen Seite und kann sagen: Seid locker, offen und ehrlich. Wenn ich jemanden einstelle, spielt auch das Bauchgefühl eine Rolle. Es muss menschlich passen – diese Komponente darf man nicht unterschätzen.

Was haben Sie in Ihrem allerersten Job verdient?

Das war im Musée Carnavalet, und ich habe knapp 1700 Euro verdient.

Auf welche berufliche Entscheidung sind Sie stolz?

Den Schritt gewagt zu haben, meine eigene Galerie zu gründen.

Können Sie gut verhandeln?

Ja, das konnte ich schon als Kind ganz gut. Ich habe mit meinen Eltern immer das Taschengeld nachverhandelt. Bei Kunstwerken muss man auch gut verhandeln, sowohl mit den Künstlern als auch mit den Sammlern.

Was würden Sie mit dem Wissen von heute anders machen?

Rückblickend hätte ich den Schritt in die Selbstständigkeit noch früher wagen sollen. Die Anfangsjahre sind zwar hart, aber unglaublich lehrreich. Seit der Gründung meiner Galerie habe ich einen anderen Blick auf das Unternehmertum entwickelt: Man schärft sein Gespür für Märkte, Orte und Menschen. Eine Gründung wird im Umfeld oft kritisch beäugt – bis der Erfolg sichtbar wird. Doch auch große Unternehmen wie Porsche oder Beiersdorf begannen einst mit einer Idee.

Wann hatten Sie Glück?

Glück hatte ich, mein Masterstudium in Paris absolvieren zu dürfen. Jedes Jahr werden nur acht deutsche Studierende für das Programm ausgewählt – ein großes Privileg. An der École du Louvre zu lernen, eröffnet hervorragende Berufschancen, das habe ich selbst erlebt. Natürlich gehört auch Fleiß dazu – ich hatte sehr gute Noten. Paris ist zudem eine fantastische Stadt, um Kunstgeschichte zu studieren: Man lernt direkt vor den Werken und knüpft Kontakte zu zahlreichen Museen und Sammlungen.

Glauben Sie, dass Sie Ihren heutigen Job bis zur Rente machen werden?

Ich könnte mir keinen anderen Beruf vorstellen. Mein Ziel ist es nicht nur, Kunst zu verkaufen, sondern wegweisende künstlerische Stimmen zu entdecken und langfristig zu fördern. Wer junge Künstler fördert, gestaltet die Zukunft der Kunst – und genau das ist es, was mich antreibt. Zu den bisherigen Erfolgen unserer Künstlerinnen und Künstler zählen unter anderem Teilnahmen an der Biennale von Venedig sowie Kooperationen mit renommierten Museen und Sammlern. Besonders mit jungen Talenten möchten wir gemeinsam wachsen. Viele von ihnen waren völlig unbekannt, als sie zu uns kamen:

Anna-Belén Siegmann hat gerade als Beste ihres Jahrgangs am Royal College of Art in London abgeschlossen, und Yannick Ackah – unser Shootingstar – hat bereits international Fuß gefasst. Unsere Galerie besteht erst seit fünf Jahren, doch wir möchten auch in 50 Jahren noch eng mit unseren Künstlerinnen und Künstlern zusammenarbeiten.

Was mögen Sie besonders an Ihrem Beruf und was nicht?

Am meisten liebe ich das Kuratieren – den Moment, in dem sich ein Konzept in den Ausstellungsräumen materialisiert. In unserer nächsten Ausstellung im Herbst zeigen wir großartige abstrakte Arbeiten der amerikanisch-französischen Künstlerin Marie de Villepin in ihrer ersten Einzelausstellung in Deutschland. Weniger spannend sind Transporte oder Steuererklärungen – sie gehören zwar dazu, bereiten aber längst nicht so viel Freude wie die Planung der nächsten Ausstellung mit Künstlerinnen und Künstlern oder ein inspirierendes Gespräch mit einem Sammler.

Was können Sie besonders gut in Ihrem Beruf?

Menschen für Kunst zu begeistern. Viele junge Sammlerinnen und Sammler erwerben bei mir ihr erstes Werk, auch ältere, die bislang keinen Bezug zur Kunst hatten. Oft bleibt es nicht beim ersten Kauf, sondern wächst zu einer echten Leidenschaft. Das ist ein schöner Aspekt meiner Arbeit: Kunst kann eine neue Welt eröffnen – für alle Beteiligten eine große Bereicherung.

Welche berufliche Begegnung hat Ihr Leben verändert?

Im letzten Jahr habe ich noch eine Ausstellung mit Harald Falckenberg kuratiert, kurz vor seinem Tod. Gemeinsam mit seiner Frau Larissa durfte ich das Projekt vollenden. Mit einem so bedeutenden Sammler zusammenzuarbeiten und seine Anerkennung zu erhalten, war für mich eine große Ehre – fast wie ein Ritterschlag. Er gab mir auch wichtige Ratschläge, etwa dass Galeristinnen und Galeristen nicht nur in der Galerie warten sollten, sondern zu den Sammlern gehen müssen. Genau das haben wir von Anfang an praktiziert.

Welches Fachbuch muss man gelesen haben?

Die „Geschichte der Kunst“ von Ernst H. Gombrich habe ich bereits vor meinem Studium gelesen und würde es jedem Kunstliebhaber und Sammler ans Herz legen. Für Fortgeschrittene besonders empfehlenswert sind Aby Warburgs „Der Bilderatlas Mnemosyne“ sowie Erwin Panofskys „Ikonographie und Ikonologie“.

Wen in Ihrem Beruf bewundern Sie und warum?

Ich bewundere Galeristinnen wie Peggy Guggenheim, Marian Goodman oder Monika Sprüth – Frauen, die gezeigt haben, dass Kunst nicht zuerst ein Markt ist, sondern ein Denkraum. Ihre Haltung erinnert mich daran, dass Sichtbarkeit und Relevanz wichtiger sind als Preise.

Welchen Rat haben Sie an Jüngere, die Ihren Beruf lernen wollen und am Anfang ihrer Karriere stehen?

Sammelt praktische Erfahrung! Das ist ganz wichtig in unserem Beruf. Man kann nicht alles an der Uni oder am Laptop lernen, sondern sollte früh damit beginnen, Praktika zu machen. Das Netzwerken ist ebenfalls sehr wichtig, man sollte sich immer mit anderen austauschen.

Hatten Sie schon mal das Gefühl: Irgendwann fliegt auf, dass ich das gar nicht kann?

Ja, natürlich. Ich glaube, dieses Hochstaplersyndrom haben viele Frauen, gerade am Anfang der Karriere. Mit der Zeit merkt man jedoch, dass man viel kann, und wird souveräner. Außerdem gilt: Man muss nicht alles wissen – es ist besser, Lücken offen zuzugeben, als etwas zu überspielen.

Was würden Sie gerne können, im Leben oder im Beruf?

Ich würde gerne besser kochen können. Für mich ist auch das eine Form von Kunst – besonders die Sterneküche.

Wenn Sie nichts mit Kunst machen würden, was würden Sie dann beruflich tun?

Wenn ich nicht mit Kunst arbeiten würde, dann wohl in der Diplomatie – einem Feld, das wie die Kunst den Dialog sucht, Brücken baut und unterschiedliche kulturelle Perspektiven miteinander verbindet. In beiden Bereichen geht es darum, Menschen für Ideen zu gewinnen, Verständnis zu fördern und gemeinsame Werte zu entwickeln.

Wie schalten Sie am besten ab?

Beim Schwimmen – da bleibt das Handy draußen, und der Kopf wird frei.

Das Interview führte Clara Zimmermann.